



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik. 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik

3



Es ist es nicht wunderbar, daß die Geschichte, die sich lebendig vor uns ereignet und uns innerlich und äußerlich aufs tiefste berührt und bewegt, eigentlich nur für die Zeitungsschreiber da ist, daß wir ihr nicht den Wert von Geschichte, sondern nur von Tagesereignissen beilegen und demgemäß nicht aus ihr zu lernen suchen, sondern aus der allein, die versteinert und, weil leblos, nie mehr ganz verständlich hinter uns liegt? Ist es nicht die Unzweckmäßigkeit selber, daß der Fleiß und Geist der Geschichtsforscher vor der Gegenwart Halt macht? Ja, unzweckmäßig für die Völker, die zuschauen; aber sicherlich höchst zweckmäßig für die, die den Mut haben, in die Arena zu steigen, und die die Geschichte machen. Denn bis die Zuschauer eine Handlung verzeichnet haben und daraus ihre weisen Lehren zu ziehen beginnen, sind die Handelnden schon zu einer andern Handlung fortgeschritten, auf die keine Lehre der Vergangenheit paßt, und am Ende teilt sich dann die Menschheit in zwei Hälften, von denen die eine schafft, die andre zusieht, die eine handelt, die andre schreibt, die eine fortschreitet, die andre — zu spät kommt.

Für viele von uns ist England der Industrie- und Handelsstaat, der die Welt mit Baumwollwaren und Maschinen, Biskuits und Pickles versorgt, der für seinen Handel eine Masse von Kolonien erworben hat und durch ihn und sie das Meer beherrscht. Es wird als kommerzielles und industrielles Zentrum immer reicher an Geld, Kaufhäusern und Fabriken, aber auch reicher an Gegenständen von Besitz und Armut, Bildung und Roheit. Daran muß es eines Tages zu Grunde gehen, und dann wird eine andre Nation, vermutlich die deutsche — denn diese muß doch einmal den praktischen Gewinn aus ihren

philosophischen Betrachtungen ziehen —, ein andres Weltreich gründen, wo es vermutlich viel besser zugehen wird.

Aber während wir uns vom britischen Weltreich dieses Bild machen, ist schon ein ganz andres entstanden und ziemlich weit herangewachsen. Aus den Ausbeutungskolonien sind selbständige Länder englischer Nation geworden, in denen sich ein neues englisches Volk entfaltet, das in dem so viel weitem Raum so günstige Lebensbedingungen findet, daß es wieder jung und thatenfroh wird, wie das kühne weltumfassende England der Elisabeth und Cromwells. Zwar sind solche Fälle von Verjüngung schon dagewesen und ordnungsmäßig verzeichnet worden. Der deutsche Geschichtsfreund braucht nur Buch 5 Kapitel 7 der Römischen Geschichte von Mommsen aufzuschlagen, so findet er den schönen, wahren Satz: „Es war ein genialer Gedanke, eine großartige Hoffnung, die Cäsar über die Alpen führte: der Gedanke und die Zuversicht, dort seinen Mitbürgern eine neue, grenzenlose Heimat zu gewinnen und den Staat zum zweitenmal dadurch zu regeneriren, daß er ihn auf eine breitere Basis stellte.“ Was Mommsen so gut in der 2000 Jahre alten Geschichte Roms erkannt hat, das geht heute in zehnfach vergrößertem Maße und mit verzehnfachter Gefahr vor sich: aus dem britischen Weltreich entwickelt sich ein britisches Weltvolk, das unser nationales Dasein bedroht, wie das Weltreich uns wirtschaftlich und politisch überschatten will.

Die Thatfachen sind in kürzestem Auszug folgende. Die nördliche Hälfte von Nordamerika hat sich zu der Dominion von Kanada zusammengeschlossen, die siebzehnmal so groß als Deutschland ist und 5 Millionen Menschen zählt; der ganze Weltteil Australien ist im Begriff, den Bund des Commonwealth of Australia zu stiften, sechzehnmal so groß als Deutschland und ebenfalls mit etwa 5 Millionen Menschen, und in Südafrika bereitet sich eine durch Zölle und gemeinsame Expansionsbestrebungen verbundene, vier Deutsche umfassende Staatenbildung vor, die mehr als 4 Millionen Menschen umfaßt. Jeder von diesen Staaten ist ein neues, größeres England, das in erster Linie für die englische Einwanderung bestimmt ist und ihr die besten Aussichten bietet, die es auf unsrer Erde noch giebt. Zu diesen jungen, politisch und in ihrer Kultur noch unfertigen Völkern kommt ein älteres von etwa 68 Millionen Menschen, in der überwältigenden Mehrheit angelsächsisch von Stamm oder Anpassung, die südliche Hälfte von Nordamerika bewohnend, wo sein Staat, die Vereinigten Staaten von Amerika, das siebzehnfache des Areal's unsers Reiches einnimmt. Es hat sich politisch auf eigne Füße gestellt, bekennt sich aber mit Stolz, trotz vieler fremden Beimengungen, zur angelsächsischen Rasse und hilft die Geltung der englischen Sprache, der englischen Sitten und Anschauungen mit Macht über die Welt hin verbreiten und sieht ganz Europa nur wie den Hintergrund von Altengland an. Trotz der demokratischen Gleichheit wirft sich der Anglosaxon gegen den Teutonen

und Nordgermanen wie ein Völkervaristokrat in die Brust. In diesen vier Ländern und in dem Vereinigten Königreich wohnen ungefähr doppelt so viel Englischredende, als es Deutschredende auf der Erde giebt, und außer diesen Ländern giebt es jetzt keinen Boden mehr, wo ähnliche Völker aus deutschem Samen aufzuwachsen vermöchten.

Diese nationale Seite der Ausdehnung des englischen Reichs kann gar nicht mit unsern deutschen, französischen u. s. w. nationalen Bewegungen und Bestrebungen verglichen werden. Bei uns handelt es sich immer nur um das Festhalten eines an und für sich schon beschränkten Besitzstandes, der gegen einzelne große und tausend kleine Bedrängungen mit gewaltigem und doch kläglich zersplittertem Aufwand von Mut, Geduld, Zähigkeit verteidigt werden muß. Es ist ein Ringen reich an Qual und Haß und mit der abstumpfenden Wirkung alles Kleinsichen. Und die Frucht? Die Erlaubnis, so wie bisher weiter zu leben, weiter nichts.

Der nationale Zug, der durch die angelsächsische Welt geht, ist völlig anders. Die bindet nicht die Furcht um einen Fußbreit Landes zusammen, sondern das Streben, sich in König- und Kaiserreichen aufs bequemste auszubreiten und mit der Kraft des vorwärts- und emporstrebenden Egoismus, der es sich immer besser schaffen will und jede Einmischung in dieses möglichst schrankenlose Ausleben einmütig zurückweist. Wie klein die Absonderungstendenzen in Australien, Neufundland u. s. w. neben der Kraft eines solchen gemeinsamen Strebens und einem solchen Ziel gegenüber! Nehmen wir einmal die antipodisch gelegnen Glieder des Reichs: England und Neuseeland, die Mutter und das jüngste Kind. Neuseeland hat in dem glücklichsten Klima auf etwas größerer Fläche als England, Wales und Schottland erst ein Siebenundsiebzigstel von der Bevölkerung dieser drei Länder, bietet also einen praktisch noch unbefchränkten Raum der Kolonisation dar. Diese alten, überfüllten Länder sind froh, ihren Menschenüberfluß dorthin zu ergießen, und in Neuseeland ist man froh, ihn aufzunehmen, weil der Angelsache den Angelsachsen für den besten Kolonisten der Welt hält und mit Recht nur bei ihm das volle Verständnis für die politische Entwicklung einer sich selbst regierenden, ganz in englischen Formen ein reges politisches Leben führenden Kolonie erwartet. Aber nicht der Kolonist allein wandert ein, mit ihm zugleich auch das englische Kapital. Eine werdende Kolonie hat gerade wie ein heranwachsender Mensch nie genug Geld, ihre Bedürfnisse wachsen weit über ihre augenblicklichen Mittel hinaus. Daher Finanz- und Handelskrisen, wie sie Australien in den letzten Jahren erdbebengleich heimgesucht haben, und wie wir sie jetzt in Neufundland erleben. Da zeigt sich nun die gewaltigste tatsächliche Abhängigkeit des Tochterstaats vom Mutterland: die freiheitsstolzen Kolonisten, die so gern mit ihrer Unabhängigkeit prahlen, ja sogar drohen, flehen England um Unterstützung an, ja noch mehr, sie sind bereit, auf Freiheiten zu verzichten, um Ordnung in ihr Geldwesen zu

bringen. Neufundland hat schon einmal diesen Prozeß durchgemacht, und es ist gar nicht unmöglich, daß sich diese älteste der englischen Kolonien wieder unter die Aufsicht englischer Beamten stellt. Man bedenke, was das heißt, bei einer fast selbständigen Stellung, deren sich Neufundland zwischen England und Kanada in den letzten Jahrzehnten erfreute, sich mit dem alten Lande so eng verbunden zu fühlen, daß trotz der Verzweiflung über Mißerfolge der Verwaltung und der Geschäfte der Gedanke eines engeren Anschlusses an Kanada, der den armen Fischerstaat erleichtern würde, weit weggewiesen, dagegen vertrauensvoll die Absendung eines Kommissars der englischen Regierung erbeten wird. Was wollen gegenüber einem so innigen Zusammenhang zwischen dem Mutterland und seiner ältesten Kolonie die paar Klippen bedeuten, die Frankreich an Neufundlands Küste noch besitzt, und das Recht seiner Fischer, auf gewissen Küstenstrecken ihre Stockfische und Hummer zu präparieren und ihre Netze auszubessern? Hier ein paar ärmliche Vertragsparagrafen, dort das kräftige Pulsiren in einem über alle Meere hin als eins sich fühlenden Volks- und Staatsorganismus.

Dieser echt nationale Zug wird bei uns nicht nach Verdienst gewürdigt. Wir glauben, die englischen Kolonien warteten nur, bis sie sich losreißen können, seien ungeduldig, gegängelt zu werden, die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika mit Unabhängigkeitserklärung und lange nachbrennenden Wunden müsse sich notwendig wiederholen. Hüten wir uns vor zu raschen Schlüssen, die uns doch nur einleuchten, weil sie uns bequem sind. Der Zusammenhang der Teile des Reichs ist nie fester gewesen als jetzt, und nie hat man deutlicher erkannt, wo die Gefahren für diesen Zusammenhang, aber auch wo seine Vorteile liegen, nie ist die Bedeutung der Kolonien für die „britische Rasse“ besser verstanden worden. Auf dem Kontinent giebt es noch Leute, die glauben, daß in England die Phrase aus dem Zeitalter der Reformbewegung: „Fort mit den Kolonien! wir sind stärker ohne sie, sie schädigen unsre Freiheit und bedrohen uns unaufhörlich mit äußern Verwicklungen“ noch lebe und noch irgend eine Macht über die Gemüter habe. Wenn sich diese Leichtgläubigen und Naiven nicht von der Geschichte der seit jener Bewegung verfloffenen zwei Menschenalter belehren lassen, ist ihnen nicht zu helfen. Konservative und Liberale haben in dieser Zeit mit derselben Entschiedenheit an dem Ausbau der britischen Kolonialmacht arbeiten lernen, und wenn die Liberalen zu Hause zaudern wollten, dann waren ihre Freunde am Kap, in Australien u. s. w. immer bereit, ihren Entschluß und Verantwortung zu erleichtern. Die Stillstände in der Ausdehnungsbewegung haben nichts mit dem Wechsel der Parteiregierungen im Mutterlande, sondern nur mit dem Widerstande zu thun, der sich ihr draußen und von außen her entgegenstellte. Wenn die Vereinigten Staaten drohten, die mohammedanischen Soldaten in Indien sich empörten oder die Buren von Transvaal ihre guten Büchsen von der Wand nahmen, da stand

die Welle für eine kurze Zeit, aber sie fand dann in der Regel einen andern Weg zu dem gewünschten Ziel oder überflutete auch endlich das Hindernis.

Die Vereinigten Staaten sind durch die Aristokraten verloren gegangen, die noch nicht gelernt hatten, daß weiter, freier Boden das beste Mittel ist, eine gute Rasse mit kräftigen, schönen Leibern und entsprechenden Charaktereigenschaften zu erhalten. Die spätern, vom Mutterlande selbst ausgegangnen Versuche, das Band der Kolonien zu lockern, stammten aus den Kreisen des Mittelstandes, dessen Ideal mit jenem aristokratischen durchaus nichts zu thun hatte; sie wollten England mit Kaufhäusern und Werkstätten bedecken und eine gesättigte, behagliche Bevölkerung heranziehen, die mit aller Welt handeln, überall Geld verdienen und sich in allen Ländern heimisch machen sollte. Ein solches Volk braucht kaum ein Vaterland, geschweige denn, daß es Kolonien nötig hätte. Der zunehmende Einfluß dieser Schicht auf die Regierung hat einst dem weitblickenden Froude die Klage ausgepreßt: Sollte uns Indien jemals verloren gehen, so werden wir es nur durch unser Parlament verlieren. Aber es stellte sich doch in der Praxis ein ganz andres Verhältnis dieses Mittelstandes zu den Kolonien heraus, als es einst die Aristokraten zur Zeit eines Lord Bute und North hatten. Er fühlt sich durch unendlich viele Fäden des Blutes und der Interessen mit der Bevölkerung der Kolonien verbunden, der diese fremd gegenübergestanden hatte. Sie ist Fleisch von seinem Fleisch, sie teilt seine Bildung, seine Lebensauffassung. Wenn der englische Bürgerstand die Kolonien nicht mehr recht zu verstehen schien und sich mit ihnen unbehaglich fühlte, war das nur ein Irrtum über sich selbst, eine Selbstverkennung. Die Thatfachen zeigen, daß die aus ihm hervorgegangnen Staatsmänner eine tiefere Auffassung von der Bedeutung und dem Werte der Kolonien für das Mutterland vertreten, als alle Staatsmänner der Vergangenheit. Die breitere Verbindung mit den gelehrten Kreisen mag dazu beigetragen haben, daß Boden, Überfluß an Boden als das beste Mittel zur Gesunderhaltung, ja Verjüngung eines thätigen Volkes immer besser verstanden wurde. Wer diese Wahrheit erfaßt hat, kann der Kolonialpolitik nicht mehr abgeneigt gegenüberstehen. Sollte aber das Urteil jemandes über die Kolonien heute noch schwanken, so würde ein Blick auf die Ausdehnungsbestrebungen aller Völker genügen, um ihn zu belehren, daß sich England ein unschätzbares Gut durch sein rascheres Zugreifen und zäheres Festhalten für spätere Geschlechter gesichert hat. Nur mit den Spaniern in dem südlichen Zipfel Südamerikas und mit den Russen in Nord- und Mittelasien teilt es den Vorzug, die gemäßigten Länder zu besitzen, wo Europäer europäische Kultur einpflanzen können, d. h. wo europäische Tochtervölker in der Weise des Mutterlandes zu neuem Leben einwurzeln können. Daß es dazu nicht an Lebenskraft fehlt, beweisen die vierzehn Millionen, die seit 1815 aus den drei Königreichen über See ausgewandert sind.

Das gute Wort *The Commonwealth is the Common Health*, zu deutsch etwa: der Staat ruht nur fest auf einem gesunden Volke, ist jüngst wieder der werdenden Konföderation des *Commonwealth of Australia* zugerufen worden. Die Kolonialengländer sind tief davon durchdrungen, daß die Größe ihrer Staaten auf der Güte ihres Menschenmaterials beruht, und umgekehrt. Die hunderttausende von Quadratmeilen, die sie umfassen und noch immer zu vermehren suchen, sind nicht das Ziel, sondern das Mittel, das Volk gesund und im Wachstum zu erhalten. Mehr Raum, mehr Wohlstand, mehr Kraft, mehr Charakter und endlich auch mehr Bildung, das erwarten sie von dem weitem Raum und dem hellern, hoffnungsvollern Horizonte des „Neulandes,“ und alle Erfahrung verspricht ihnen Erfüllung.

Und wie ganz andre Gedanken und Gefühle bringt der Auswanderer, der seine Heimatinseln verläßt, heute mit über das Meer! Die große Masse der Engländer und Schotten, die im siebzehnten Jahrhundert die Grundlage zu der Größe Nordamerikas legten, hat ihr Land als Flüchtlinge oder Vertriebne verlassen. Sie wanderte ungern aus und nur, um religiöser oder politischer Tyrannei zu entgehen. Das Land, dem sie ihre Zukunft anvertrauten, war ihnen fremd, und sie hatten sich alles erst zu schaffen. Um so erstaunlicher ist es freilich, daß sie im wesentlichen wieder ein neues England schufen und selbst in kleinern Dingen dem Lande, dem sie nichts zu danken hatten, treu blieben und das Wort bestätigten, daß die Heimatliebe im Gemüt des echten Engländer's tief wie ein Aberglaube wurzle.

In unserm Jahrhundert hat politische und religiöse Unzufriedenheit keine Engländer und Schotten mehr übers Meer getrieben. Die wirtschaftliche Lage zu verbessern, war das Ziel der meisten Auswanderer. Nur Irland hat noch politische Unzufriedne ziehen sehen, allerdings in vielen Millionen. Aber auch diese fanden überall, wo sie landeten, heilsame Einrichtungen des Mutterlandes wieder, das überall bereit ist, mit Hilfe einer großsinnigen Handels- und Verkehrspolitik die größte Kapitalkraft in den Dienst der Arbeiter auf neuem Boden zu stellen. Auch wer grollend über das Meer hin fuhr, wird in Kanada, am Kap, in Australien von der Größe des Reichs berührt und findet es schwer, nicht dankbar sein Los zu preisen, das ihn zum Bürger dieses Landes gemacht hat. Im Mutterlande selbst aber sind gegenüber den Kolonien ganz andre Gesinnungen herrschend geworden, als sie den Bürgern der dreizehn alten Kolonien am atlantischen Rande Nordamerikas einst im Parlament und bei den Regierenden und in einem großen Teil der Bevölkerung entgegen traten. Mutterland und Kolonien tauschen im allgemeinen heute viel bessere Empfindungen aus als damals, sie lassen einander das Recht der Eigentümlichkeit in vernünftigen Schranken unverkümmert. Hüben wie drüben sind größere politische Gedanken zur Herrschaft gelangt.

Es ist sehr bezeichnend, daß auch die ernstesten Staatsmänner Englands in

Rundgebungen von amtlichem oder fast amtlichem Charakter sehr gern von der britischen oder angelsächsischen Rasse sprechen, wo man früher von dem Volke sprach. Das ist ein Zeichen, wie das Gefühl immer weiter greift, daß nur die umfassendsten Begriffe die umfassendsten Bestrebungen ausdrücken können, die die Geschichte gesehen hat. Wenn Lord Roseberry (in einem Vortrag im Royal Colonial Institute 1893) sagt: „Wir haben über das Geschwäg der Rednerbühnen und die Leidenschaften der Parteien hinaus die Zukunft der Rasse im Auge zu halten, deren Vertrauensmänner wir gegenwärtig sind,“ oder wenn sich Sir Charles Dilke zu der Hyperbel versteigt: „England wird durch Amerika zur Welt sprechen,“ so hören wir mit Staunen aus solchem Munde England als die Vertreterin des englisch sprechenden Teils der Menschheit hinstellen. Wenn die englische Sprache heute von etwa 120 Millionen, die deutsche im besten Fall von 70 Millionen gesprochen wird, so scheint das ja gar keinen so großen Vorsprung der „angelsächsischen Rasse“ zu bedeuten. Aber welche Gebiete beherrschen diese Millionen, wie zusammengedrängt und wieder wie kleinlich und planlos zersplittert wohnen unsre 70 Millionen! Die Statistik sagt uns natürlich nichts von der Geltung des Englischen als Handelsprache in Nordeuropa, Nordamerika, Australien, Südafrika, Südastien, in allen großen Plätzen des Mittelmeeres, des Indischen und Stillen Ozeans, eigentlich fast in allen großen Seehandels- und Verkehrsplätzen der Welt. Aber wissen wir nicht alle, welche Stelle das Englische in der ganzen gebildeten Welt als Kultur-, Literatur- und Wissenschaftssprache neben dem Französischen und Deutschen einnimmt?

In diesem Betonen der Gesamtheit der Völker des angelsächsischen Blutes liegt etwas politisch viel praktischeres, als etwa in der „lateinischen Völkerfamilie,“ die uns Schriftsteller romanischen Stammes entgegenhalten. Wie tief sich auch die Vereinigten Staaten von Amerika vom Mutterlande getrennt haben, wie zahlreich die Anzeichen beginnender Sonderung in Kanada, Australien und Südafrika sein mögen, man braucht nur der durch alle politischen Zerklüftungen sich durchziehenden Gemeinsamkeit des Stammesgefühls und Rassenstolzes zwischen Engländern und Nordamerikanern nachzugehen, um sich zu überzeugen, daß hier alle Bedingungen für die Bildung eines „Weltvolkes“ vorhanden sind. Es hat an Grund zu Entfremdungen zwischen beiden nie gefehlt, und doch wie gern beantwortet der Yankee die Frage *Are we Anglo-Saxons?* bejahend. Wieviel Beifall haben die großbritischen Liebenswürdigkeiten der Freeman, Froude, Matthew Arnold in Amerika gefunden, wo man doch wohl fühlte, daß gerade diese das Bedürfnis hatten, dem Glanze des immer kleiner werdenden Altenglands mit amerikanischem Schimmer aufzuhelfen. In den tiefern Schichten artet dieses Stammesgefühl in einen oft brutal ausgesprochenen Rassenstolz aus. Da wird der Kampf des Angelsachsen mit seinen keltischen und deutschen Wettbewerbern selbstgefällig als „der Kampf zwischen dem teuern und dem billigen Manne“ bezeichnet. Es ist wahr, daß der Engländer und der

Schotte gerade wie der Yankee und der Angloaustralier andre Ansprüche ans Leben stellen, als der Irländer, der Deutsche und nun gar der neuerdings in schreckenerregender Zahl auf dem Plan erschienene Italiener, Pole und Tscheche. In den Vereinigten Staaten ist es schon lange bekannt, was neuere Beobachter aus Kanada und Südafrika berichten, daß besonders der Deutsche als Landmann besser gedeiht als der Engländer, ja daß er sich noch unter Umständen behauptet, wo dieser verkauft und wegzieht. Das liegt aber nicht bloß in der Anspruchslosigkeit, sondern auch in der Sparsamkeit, nicht selten auch in der bessern Sachkenntnis und Bildung, sogar im bloßen Schreiben- und Rechnenkönnen. Für sehr zweifelhaft wird aber jeder, der diese Dinge aus der Nähe gesehen hat, den Vorteil ansehen, den der Deutsche aus der Frauen- und Kinderarbeit zieht. Das schönere, bequemere, einem edlern Familienleben passendere Haus bewohnt der englische Ansiedler, wo sich der Deutsche mit zahlreicher Familie in unbehagliche, oft kaum menschenwürdige Hütten einpfercht. Deutschamerikaner und Deutschaustralier hören es nicht gern, wenn man die Frage aufwirft, ob die gut gekleidete, ihr home zierende und in behaglichem Zustand erhaltende Frau des englischen und angloamerikanischen Farmers nicht ebenso viel oder sogar mehr für das Fortkommen und Emporsteigen ihrer Familie leiste, als die deutsche, die früh im Stall, den Tag über auf dem Felde und den Abend in der Küche ganz in rauen, jede geistige und gemütliche Freiheit tötenden Arbeiten verbringt. Das Ergebnis ist oft, aber durchaus nicht immer, ein sicherer Wohlstand, aber Eltern und Kinder genießen ihn nicht, und Geschlecht auf Geschlecht bleibt in dem Zustande des höhern Interesses verschlossenen, immer fortarbeitenden und sparenden Bauern, wie wir ihn in dem „Dutchman“ Pennsylvaniens wie eine Versteinering aus dem vorigen Jahrhundert anstaunen. Dieser Bauer ist fleißig, wohlhabend, behäbig, versteht sein Geschäft, blickt aber selten darüber hinaus. Was hat sein Dasein dem Deutschtum in Amerika genützt? Fast nichts. Er ist zum langsamen Aufgehen im Amerikanertum bestimmt; für dieses allein hat er gearbeitet, gespart, sich und den Seinen Seele und Geist niedergehalten. Möchte die Zukunft der Buren in Südafrika heller sein als die der Bauern in Amerika! möchten sie sich nicht bloß an Heldensinn und Bauernfleiß, sondern auch an politischem Blick ihren englischen Bedrängern überlegen zeigen! Wenn sich diese der Überflutung zu erwehren vermöchten, dann schiene wenigstens ein Hoffnungspunkte, daß nicht alles gute Land der uns zugänglichen Zonen der Erde bestimmt sei, in die Hände des Stammes zu geraten, der sich als die zum Genuß des besten, was die Erde beut, bestimmte, weil allen andern weit überlegne Rasse fühlt. Wir fürchten manchmal, es werde ihnen nicht gelingen. Was dann? Dann bleibt nichts, als den Kampf mit dieser im Besitze stolzen Rasse aufnehmen, der ein Kampf sein wird um Boden und um menschenwürdiges Dasein, das sie für sich allein beansprucht, zuletzt eigentlich ein Kampf um die Erde.